

Candace Bushnell • Summer and the City





DIE AUTORIN

Candace Bushnell ist die Autorin des Bestseller-Romans »Sex and the City«, der Vorlage für die weltberühmte TV-Kultserie. Ihre Romane »Sex and the City«, »Lipstick Jungle«, »Raufschlafen« und »One Fifth Avenue« haben sich international millionenfach verkauft. Candace Bushnell lebt in New York City. »The Carrie Diaries« beschreibt, wie aus einem Provinzteenie die Stilikone Carrie Bradshaw wurde, ist ihre erste Jugendbuchserie.

Weitere lieferbare Titel von Candace Bushnell bei cbt:

**The Carrie Diaries. Carries Leben vor Sex and the City (30820)**

Candace Bushnell

Summer and  
the City

Carries Leben vor  
Sex and the City

Aus dem  
amerikanischen Englisch  
von Katarina Ganslandt  
und Anja Galić

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage 2013

Erstmals als cbl Taschenbuch Juli 2013

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2011 für die deutschsprachige Ausgabe cbl/cbl Verlag,  
München

Alle Rechte dieser Ausgabe bei cbl/cbl Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2011 by Candace Bushnell

The author asserts the moral rights to be identified as the author  
of this work.

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
»Summer and the City. A Carrie Diaries Novel« bei  
HarperCollins Publishers, London/New York.

Aus dem amerikanischen Englisch von Katarina Ganslandt  
und Anja Galic

Umschlagfoto: © Nik Keevil

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld,  
nach einer Vorlage von HarperCollins Publishers 2011

KK · Herstellung: LJ

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30868-4

Printed in Germany

# Inhalt

Erster Teil	
Anfängerglück	7
Zweiter Teil	
Biss in den Big Apple	121
Dritter Teil	
Premierenfieber	349



## Erster Teil

# Aufhängerglück





# 1

Erst bittet Samantha mich, ihr zu helfen, ihren zweiten Schuh zu suchen, und als ich ihn im Spülbecken entdecke, lädt sie mich ein, sie auf eine Party zu begleiten.

»Du weißt ja anscheinend sowieso nicht, wo du sonst hingollst, also kannst du genauso gut mitkommen. Ich habe nämlich keine Lust, hier den Babysitter für dich zu spielen.«

»Ich bin ja wohl kein Baby mehr.«

»Meinetwegen. Dann eben ein Küken.« Sie rückt ihren seidenen BH zurecht und windet sich anschließend in ein grünes Stretchkleid. »Du bist schon auf offener Straße ausgeraubt worden. Ich will nicht daran schuld sein, dass du auch noch in die Fänge eines Zuhälters gerätst.«

Nachdem sie sich in ihr Kleid gezwängt hat, dreht sie sich zu mir um und beäugt kritisch mein Outfit – einen marineblauen Gabardineblazer mit passendem Hosenrock, in dem ich mich vor ein paar Stunden noch extrem schick gefühlt habe. »Willst du etwa so gehen?«

»Ich habe auch noch ein schwarzes Cocktailkleid aus den Sechzigern.«

»Dann zieh das an. Und setz die hier auf.« Sie wirft mir eine goldene Piloten-Sonnenbrille zu. »Damit siehst du wenigstens halbwegs normal aus.«

Ich verkneife mir die Frage, was sie mit *halbwegs normal* meint, und folge ihr kurz darauf mit klappernden Absätzen die fünf Stockwerke hinunter.

»Regel Nummer eins«, verkündet sie, als sie, ohne auf den

Verkehr zu achten, auf die Fahrbahn tritt. »Tu immer, als wüsstest du ganz genau, wo du hinwillst, selbst wenn du keine Ahnung hast.«

Sie hebt die Hand, worauf ein Auto mit quietschenden Reifen dicht vor ihr zum Stehen kommt. »Regel Nummer zwei«, sie schlägt mit der flachen Hand auf die Motorhaube des Wagens und zeigt dem Fahrer den Mittelfinger, »trag immer Schuhe, in denen du rennen kannst.«

Ich tripple durch den Hindernisparcours der Seventh Avenue hinter ihr her und erreiche die gegenüberliegende Straßenseite wie eine Schiffbrüchige, die Land entdeckt hat.

»Und wirf um Himmels willen diese Keilabsatz-Monster auf den Müll.« Samantha bedenkt meine Schuhe mit einem missbilligenden Blick.

»Wusstest du, dass Ferragamo die ersten Sandalen mit Keilabsatz für Judy Garland entworfen hat?«

»Großer Gott, woher weißt du denn so was?«

»Ich habe ein Faible für unnützes Wissen.«

»Dann bist du auf der Party ja goldrichtig.«

»Wer ist eigentlich der Gastgeber?«, schreie ich, um den Verkehrslärm zu übertönen.

»David Ross. Der Broadway-Regisseur.«

»Und warum gibt er an einem Sonntagnachmittag um vier eine Party?« Ich weiche einem Hotdog-Stand aus, drängle mich an jemandem vorbei, der einen bis oben hin mit Decken gefüllten Einkaufswagen vor sich herschiebt, und steige vorsichtig über die Leine, an der ein Kleinkind mit Laufgeschirr befestigt ist.

»Es ist ein Tanztee.«

»Dann gibt es nur Tee zu trinken?«, frage ich verunsichert.

Samantha stößt ein kehliges Lachen aus. »Dreimal darfst du raten.«

David Ross wohnt in einer rosa verputzten Stadtvilla am Ende einer schmalen kopfsteingepflasterten Gasse. Durch eine Lücke zwischen den Häusern erhasche ich einen Blick auf den sich funkelnd im Sonnenlicht dahinwäzenden Hudson River.

»David ist übrigens ziemlich exzentrisch«, warnt mich Samantha, als wäre das eine Eigenschaft, mit der jemand wie ich, der frisch nach New York gekommen ist, seine Schwierigkeiten haben könnte. »Auf seiner letzten Party hatte jemand ein Zwergpferd dabei, das sich prompt auf dem Aubusson-Teppich erleichtert hat.«

Ich lasse mir nicht anmerken, dass ich keine Ahnung habe, was ein Aubusson-Teppich ist. »Wie ist es dort hingekommen?«

»In einem Taxi«, antwortet Samantha. »Es war ein sehr kleines Pferd.«

Plötzlich kommen mir Zweifel. »Und wenn dein Freund David etwas dagegen hat? Dass du mich einfach so mitbringst, meine ich?«

»Er hatte nichts gegen das Zwergpferd, also wüsste ich nicht, was er gegen dich haben sollte. Hauptsache, du bist kein stummer Fisch und langweilst die anderen nicht zu Tode.«

»Das kann ich nicht versprechen, aber ein stummer Fisch bin ich bestimmt nicht.«

»Und erzähl bloß niemandem, dass du aus einer Kleinstadt kommst«, sagt sie. »In New York braucht man Chuzpe.«

»Chuzpe?«

»Frechheit kombiniert mit Charme. Du musst niemand etwas vorspielen, aber es schadet auch nichts, wenn du dich ein

bisschen interessanter machst«, erklärt sie grinsend, als wir die Stufen zu dem vierstöckigen Gebäude hinaufgehen. Die blau lackierte Haustür steht offen und gibt den Blick auf ein buntes, lärmendes Partygewimmel frei. Ich fühle mich, als hätte man mich mitten auf die Bühne eines Broadwaymusicals versetzt. Mein Herz klopft wild vor Aufregung. Diese Tür ist mein Eingangstor zu einer anderen Welt.

Kaum sind wir über die Schwelle getreten, als auch schon ein kleiner, kugelrunder Mann in einem schwarz glänzenden Anzug mit einer Champagnerflasche in der linken und einer Zigarette in der rechten Hand auf uns zugeeilt kommt. »Samantha!«, ruft er.

»Davide!« Samantha spricht seinen Namen französisch aus.

»Wen haben wir denn hier?«, fragt er und begutachtet mich mit freundlich-neugierigem Blick.

»Carrie Bradshaw, Sir.« Ich strecke ihm die Hand hin.

»Gott, wie reizend!«, quiekt er. »Ich glaube, das letzte Mal bin ich ›Sir‹ genannt worden, als ich noch kurze Hosen trug. Nicht dass ich jemals welche getragen hätte. Samantha, wo hast du dieses erfrischende Kind nur gefunden?«

»Vor meiner Wohnungstür.«

»Wie ist es dorthin gekommen? Etwa in einem Bastkörbchen wie Moses?«

»Nein, im Zug«, antworte ich.

»Und was führt dich in die Stadt, die niemals schläft?«

Samanthas Ratschlag beherzigend antworte ich kühn: »Ich bin hier, um eine berühmte Schriftstellerin zu werden.«

»Wie Kenton!«, ruft er.

»Kenton *James*?«, frage ich atemlos.

»Gibt es denn noch einen anderen? Er müsste sich übrigens

auch irgendwo hier herumtreiben. Wenn du über einen kleinen alten Mann stolperst, der wie ein Pudel kläfft, weißt du, dass du ihn gefunden hast.«

Eine Sekunde später stehe ich plötzlich allein da. David Ross ist an uns vorbeigestürmt, um neu eingetroffene Gäste zu begrüßen, während Samantha ein paar Meter weiter auf einer Couch anscheinend einen Freund entdeckt hat, auf dessen Schoß sie gerade Platz nimmt.

»Carrie, hier!«, winkt sie mich zu sich.

Ich schiebe mich an einer Frau in einem ärmellosen weißen Seiden-Jumpsuit vorbei. »Oh Gott!«, keuche ich. »Ich glaube, ich habe gerade meinen ersten echten Halston gesehen!«

»Ach, Halston ist auch hier?«, fragt Samantha.

Mir wird kurz schwindelig. Falls ich mich tatsächlich auf einer Party befinde, auf der nicht nur Kenton James zu Gast ist, sondern auch der berühmte Modedesigner Roy Halston, sterbe ich. »Ich meinte den Jumpsuit.«

»Oh, sie meinte den *Jumpsuit*«, sagt sie mit übertriebenem Interesse zu dem braun gebrannten, sportlich aussehenden Mann unter ihr, der sich das Hemd bis zu den muskulösen Oberarmen hochgekremgelt hat.

»Du machst mich fertig, Sam«, stöhnt er.

»Darf ich dir Carrie Bradshaw vorstellen? Sie wird mal eine berühmte Schriftstellerin«, erhebt Samantha meine Behauptung von vorhin kurzerhand zur Tatsache.

»Hallo, berühmte zukünftige Schriftstellerin.« Der Mann streckt mir seine Hand entgegen, deren Finger erstaunlich lang und schmal sind.

»Carrie – das ist Bernard. Der Idiot, der letztes Jahr nicht mit mir schlafen wollte.« Samantha lacht.

»Ich habe es vorgezogen, nicht als weitere Kerbe in deinem Bettpfosten zu enden«, erwidert Bernard lässig.

»Ich schnitze keine Kerben mehr. Hast du es noch nicht gehört?« Sie wedelt mit der linken Hand, an der ein riesiger Brillantring funkelt. »Ich bin jetzt verlobt.«

Dann drückt sie Bernard einen Kuss auf die gebräunte Stirn und sieht sich suchend im Raum um. »Wem muss ich hier einen Klaps auf den Hintern geben, damit ich einen Drink bekomme?«

»Ich hole uns etwas.« Bernard schiebt Samantha von seinem Schoß und steht auf. Für einen unerklärlichen, schwindelerregenden Moment ist mir, als würde ich einen Blick in meine eigene Zukunft werfen.

»Komm mit, berühmte zukünftige Schriftstellerin. Am besten weichst du mir nicht mehr von der Seite, ich bin nämlich der einzige geistig zurechnungsfähige Mensch auf dieser Party.« Er legt mir beide Hände auf die Schultern und steuert mich durch das Gewühl.

Ich werfe Samantha einen hilflosen Blick zu, doch die hebt nur lächelnd die Hand und winkt. Der Riesenklunker an ihrem Finger fängt funkelnd die letzten, durch die bodentiefen Fenster fallenden Strahlen der Nachmittagssonne ein. Wie kann es sein, dass mir dieser Ring nicht schon früher aufgefallen ist?

Wahrscheinlich liegt es daran, dass mein Blick zu sehr von anderem gefesselt war.

Zum Beispiel von Bernard, den ich jetzt verstohlen aus dem Augenwinkel betrachte. Er ist groß und breitschultrig, hat dunkle volle Haare, eine markante Nase und braungrüne Augen. Sein Gesichtsausdruck wechselt ständig zwischen nachdenklichem Ernst und ausgelassener Heiterkeit hin und her, als wür-

de er zwei Persönlichkeiten in sich tragen, die sich nicht einigen könnten, welche nun die Oberhand hat.

Ich begreife zwar nicht, warum dieser gut aussehende Mann ausgerechnet mir so viel Aufmerksamkeit schenkt, bin aber wie verzaubert. Immer wieder kommen Leute auf ihn zu und beglückwünschen ihn zu irgendeinem Theaterstück, während durch den Raum schwirrende Gesprächsfetzen meinen Kopf umwehen wie die flauschigen Samen einer Pusteblume.

»Du gibst wohl niemals auf, was? ...«

»Crispin kennt ihn und war völlig entsetzt ...«

»... und da habe ich gesagt: ›Warum versuchst du die syntaktische Struktur nicht in einem Diagramm aufzulösen ...«

»Grau-en-haft. Selbst ihr Brillantschmuck wirkte irgendwie glanzlos ...«

Bernard zwinkert mir zu. Und auf einmal erinnere ich mich, dass ich sein Foto kürzlich in einem Artikel im *Time Magazine* oder in der *Newsweek* gesehen habe. Ist er etwa *Bernard Singer*? Der Dramatiker?

Niemals, denke ich, aber dann überfällt mich Panik, weil ich instinktiv spüre, dass er es doch ist.

Plötzlich fühle ich mich wie Alice im Wunderland. Ich bin zwar nicht in einen Kaninchenbau gefallen, aber wie kann es sein, dass ich gerade mal zwei Stunden nach meiner Ankunft schon auf einer Party mit Manhattans berühmtesten Künstlern gelandet bin?

»Bitte entschuldige, ich habe vorhin nicht richtig aufgepasst. Verrätst du mir noch mal deinen Namen?«, sagt er.

»Carrie Bradshaw.« Der Name des Stücks, für das er letztes Jahr den Pulitzerpreis bekommen hat, fällt mir ein: *Wasserscheide*.

»Vielleicht sollte ich dich doch lieber schnell wieder zu Samantha zurückbringen, bevor ich in Versuchung gerate, dich selbst mit nach Hause zu nehmen«, sagt er mit seiner samtigen Stimme.

»Mit zu dir? Auf keinen Fall«, entfährt es mir. Das Blut rauscht mir in den Ohren und beinahe wäre mir das Champagnerglas, das er mir in die Hand gedrückt hat, aus den verschwitzten Fingern geglitten.

»Wir könnten natürlich auch zu dir gehen. Wo wohnst du?«

»Das weiß ich nicht.«

Er lacht schallend. »Bist du etwa ein Waisenmädchen wie die kleine Annie aus dem Musical?«

»Wenn, dann wäre ich lieber Candide.« Wir werden von einer Horde tanzender Gäste an die Wand in der Nähe der Terrassentür geschoben. Bernard beugt sich zu mir herunter und sieht mir ernst in die Augen.

»Wo kommst du her, Carrie?«

Ich denke an Samanthas Ratschlag. »Spielt das denn eine Rolle? Jetzt bin ich ja hier.«

»Sieh an, sieh an. Du bist nicht nur süß, sondern auch schlagfertig. Das gefällt mir.« Er lächelt amüsiert

Auf einmal bin ich dem Dieb, der mich bestohlen hat, beinahe dankbar. Er hat mir nicht nur meine Tasche und mein Geld weggenommen, sondern auch meine Identität. Und das bedeutet, dass ich sein kann, wer ich will ... zumindest ein paar Stunden lang.

Bernard greift nach meiner Hand und führt mich in den Garten hinaus, wo eine größere Gruppe von Leuten um einen Gartentisch mit Marmorplatte herumsitzt. Alle reden durcheinander und gestikulieren wild, als wäre die erhitzte Diskussion, die



sie führen, der Treibstoff, der sie am Leben hält. Bernard überlässt mir galant den einzigen noch freien Stuhl zwischen einer zierlichen Frau mit Bürstenhaarschnitt und einem älteren Herrn in einem Seersucker-Jackett und stellt sich hinter mich.

»Bernard!« Die Frau dreht sich strahlend zu ihm um. »Wir haben schon Karten für dein neues Stück im September.«

Bernards Antwort geht in einem lauten Freudenschrei unter, den ein uns gegenüberstehender greisenhaft aussehender Mann ausstößt. Er trägt einen weiten schwarzen Mantel, der mich an eine Mönchskutte erinnert, einen tief in die Stirn gezogenen Filzhut und eine braun getönte Sonnenbrille. Die Haut seines Gesichts ist von feinen Runzeln durchzogen, bei deren Anblick ich an zerknitterte Seide denken muss.

»Bernard!«, kreischt er. »Bernardo, Darling! Liebe meines Lebens! Sei bitte so nett und besorg mir einen Drink, ja?« Plötzlich zeigt er mit zitterndem Finger auf mich. »Bernard! Du hast ein Kind mitgebracht!«

Seine Stimme ist so schrill, das sie tatsächlich an einen kläffenden Pudel erinnert. Ich spüre, wie sich jede Faser meines Körpers zusammenzieht.

Kenton James.

Meine Kehle ist plötzlich wie ausgetrocknet. Ich greife nach meinem Champagnerglas und leere es in einem Zug, als mich mein Sitznachbar sanft mit dem Ellbogen anstößt: »Lassen Sie sich von dem mürrischen alten Mann nicht verunsichern«, sagt er mit einer kultivierten, tiefen Stimme, der anzuhören ist, dass er aus den exklusivsten Kreisen New Englands stammt. »Der jahrelange Wodkakonsum hat ihn einen Großteil seiner Gehirnzellen gekostet. Mit anderen Worten, Kenton ist ein hoffnungsloser Trinker.«

Ich kichere, als wüsste ich genau, wovon er redet. »Sind wir das nicht alle?«

»Tja, auch wieder wahr.«

»Bernardo, *bitte*«, fleht Kenton. »Du hast den kürzesten Weg zur Bar. Außerdem kannst du mir nicht zumuten, dass ich mich unter den schwitzenden, gemeinen Pöbel mische ...«

»Auf die Guillotine mit ihm!«, ruft der Mann neben mir.

»Was trägst du eigentlich unter diesem Umhang?«, fragt Bernard.

»Endlich!«, kreischt Kenton entzückt. »Seit zehn Jahren warte ich darauf, dass du mir diese Frage stellst.«

»Ich kann Ihnen gern etwas zu trinken holen«, sage ich und stehe auf.

»Ah, so ist es recht.« Kenton James klatscht begeistert in die Hände. »Habt ihr alle mitbekommen, was das Mädchen gesagt hat? Der Nachwuchs hat sich erboten, sich nützlich zu machen. Du darfst ruhig öfter Kinder auf Partys mitbringen, Bernie, wenn sie so wohlherzogen sind.«

Widerstrebend reiße ich mich von der Gruppe los, obwohl ich viel lieber bleiben und dem Geplänkel weiter zuhören würde. Ich will nicht weg von Bernard oder von Kenton James – ich erschauere ehrfürchtig –, dem berühmtesten lebenden Schriftsteller Amerikas. Als ich mich gerade zur Bar vorkämpfe, spüre ich, wie sich eine Hand um meinen Oberarm schließt. Samantha. Ihre Augen funkeln wie der Brillant an ihrem Finger und auf ihrer Oberlippe glänzen feine Schweißperlen. »Alles in Ordnung, Carrie? Du warst plötzlich verschwunden. Ich habe mir Sorgen um dich gemacht.«

»Ich habe gerade Kenton James kennengelernt«, erzähle ich aufgeregt. »Er will, dass ich ihm einen Drink besorge.«

»Geh bloß nicht weg, ohne mir vorher Bescheid zu geben, okay?«

»Keine Sorge. Ich will nie mehr von hier weg.«

»Dann ist ja gut.« Sie lächelt und wendet sich wieder den Leuten zu, mit denen sie sich unterhalten hat.

Die Stimmung ist mittlerweile auf dem Siedepunkt angelangt. Disco-Klänge dröhnen aus den Boxen, Körper winden sich auf einer improvisierten Tanzfläche, ein Pärchen wälzt sich selbstvergessen knutschend auf einer Couch, eine Frau krabbelt mit einem Ledersattel auf dem Rücken auf allen vieren an der Bar vorbei, wo eine unglaublich fette, in eine Lacklederkorsage gezwängte Frau gerade zwei der Barkeeper mit Champagner bespritzt. Ich ziehe eine Wodkaflasche aus einem Eiskübel auf der Theke und tänzle durch die Menge zur Terrasse zurück.

Als wäre ich ständig auf solchen Partys. Als würde ich dazugehören.

Bei meiner Rückkehr sitzt eine junge Frau im Chanelkostüm an meinem Platz, der Mann im Seersucker-Jackett ist aufgesprungen und stellt gerade pantomimisch den Angriff eines Elefantenbullen dar, und Kenton James hat sich seinen Hut bis über die Ohren heruntergezogen. Als er mich entdeckt, lebt er sichtlich auf. »Platz da! Hier kommt der Nachschub«, kreischt er und rückt seinen Stuhl zur Seite, damit ich mich zu ihm durchwinden kann. »Seht euch das Mädchen gut an, Leute. Ich prophezeie euch: Eines Tages wird sie über diese Stadt regieren!« Er legt mir einen Arm um die Taille.

»Kenton!«, ruft Bernard warnend. »Lass bloß die Finger von meiner Freundin!«

»Ich bin die Freundin von niemandem«, kichere ich.

»Noch nicht.« Kenton schiebt seine Sonnenbrille ein Stück-

chen hinunter und zwinkert mir mit glasigem Blick zu. »Aber bald.« Er legt seine kleine, weiche Hand auf meine und tätschelt sie. »Du wirst schon sehen.«

## 2

Hilfe!

Ich ersticke, ertrinke. Ich bin lebendig begraben. Bin ich ... tot?

Wild um mich schlagend setze ich mich auf und starre benommen auf den zerknüllten Haufen schwarzer Seide in meinem Schoß.

Mein Kleid. Ich muss es mir im Schlaf ausgezogen und mich mit dem Kopf darin verheddert haben. Oder bin ich von jemand anderem ausgezogen worden? Im Dämmerlicht sehe ich mich in Samanthas winzigem Wohnzimmer um. Die durch die Jalousien fallende Morgensonne wirft gelbe Lichtstreifen auf gerahmte Fotos auf einem Beistelltischchen, einen Stapel Zeitschriften auf dem Boden und mehrere halb heruntergebrannte Kerzen, die auf dem Fensterbrett stehen.

Mit hämmernden Kopfschmerzen kehrt verschwommen die Erinnerung an eine wilde Taxifahrt zurück. Zerschlossene blaue Kunstlederbezüge. Ich, zwischen den Knien der anderen auf der klebrigen Bodenmatte kauern, während der Taxifahrer verzweifelt protestierte: »Nicht mehr als vier Fahrgäste. Nicht mehr als vier!« Eigentlich waren wir zu sechst, aber Samantha versicherte ihm glaubhaft, dass wir nur vier seien. Hyste-

risches Gelächter. Danach der wankende Aufstieg in die fünfte Etage. Wieder laute Musik, Telefongeklingel, ein Mann, der Samanthas Make-up-Koffer aus dem Bad holte, sich schminkte und ... Filmriss. Irgendwann muss ich mich auf der Futon-Couch zusammengerollt haben und eingeschlafen sein.

Ich stehe auf und schleiche, vorsichtig den überall herumstehenden Kartons ausweichend, auf Zehenspitzen in den schmalen, dunklen Flur hinaus. Samantha zieht in den nächsten Tagen zu ihrem Verlobten und in ihrem Apartment herrscht entsprechendes Chaos. Die Tür zu ihrem kleinen Schlafzimmer steht offen, das Bett ist zerwühlt, aber leer. Der Boden ist mit Schuhen und Klamotten übersät, als hätte jemand jedes einzelne Stück aus dem Kleiderschrank gezogen, anprobiert und danach achtlos fallen lassen. Ich wate durch ein Meer aus verstreut liegenden BHs und Slips ins Badezimmer, steige in die altmodische Wanne und stelle die Dusche an.

Erster Punkt auf meiner To-do-Liste: versuchen, die Adresse meiner Vermieterin herauszufinden, ohne meinen Vater anrufen zu müssen.

*Mein Vater.* Mir wird vor lauter schlechtem Gewissen ganz übel.

Es war so viel los gestern, dass ich einfach nicht dazu gekommen bin, mich bei ihm zu melden. Bestimmt ist er schon krank vor Sorge. Und wenn er George angerufen hat, um sich nach mir zu erkundigen? Oder meine Vermieterin? Womöglich werde ich bereits von der Polizei gesucht – ein weiteres Mädchen, das spurlos im Moloch New Yorks verschwunden ist.

Ich beschließe, mir erst einmal die Haare zu waschen. Im Moment kann ich sowieso nichts tun.

Vielleicht will ich es ja auch gar nicht.

Als ich fertig bin, steige ich aus der Wanne, beuge mich übers

Waschbecken und warte, bis der vom heißen Wasserdampf beschlagene Spiegel allmählich den Blick auf mein Gesicht freigibt.

Ich sehe immer noch genauso aus wie gestern. Aber ich fühle mich anders. Verdammt anders.

Mein erster Tag in New York!

Ich laufe zum Fenster, presse die Hände an das Glas und blicke auf das Häusermeer hinunter wie ein Kind, das fasziniert in eine riesige Schneekugel starrt. Dann schiebe ich das Fenster nach oben und atme tief die kühle Morgenluft ein. Der Verkehrslärm erinnert an das ferne Rauschen von Wellen, die an Felsen branden.

Ewig stehe ich so da und beobachte, wie unter mir die Stadt allmählich zum Leben erwacht. Als Erstes kommen die Wagen der Müllabfuhr und der Straßenreinigung. Schwerfällig wie Dinosaurier rumpeln sie vorbei, sperren ihr Maul auf, um mit dem Abfall der Stadt gefüttert zu werden, oder fegen mit ihren struppigen Barthaaren den Asphalt. Dann setzt allmählich der normale Verkehr ein: ein einsames Taxi fährt die Straße entlang, ein silberner Cadillac, danach folgen Lieferwagen, auf denen die Logos von Fisch- oder Blumenhändlern prangen, klapprige Kombis, in denen Brot ausgeliefert wird, sowie eine ganze Parade von Handwagen. Ein Junge in einem weißen Kittel tritt in die Pedale seines Fahrrads, auf dessen Gepäckträger zwei Kisten mit Orangen geschnallt sind. Das verwaschene Grau des Himmels färbt sich langsam weiß. Ein Jogger kommt die Straße entlanggelaufen, kurz darauf ein zweiter. Ein Mann in blauer OP-Kleidung winkt hektisch nach einem Taxi. Drei kleine Hunde zerren eine ältere Dame auf dem Gehsteig hinter sich her, während die Ladenbesitzer quietschend die Gitter vor ihren Geschäften hochkurbeln. Immer mehr Sonnenstrahlen tas-

ten sich um die Häuserecken und schließlich quillt ein Strom von Menschen aus den dunklen U-Bahn-Schächten ans Licht. In den Straßen schwillt der Verkehrslärm an. Presslufthämmer knattern. Irgendwo erklingt Musik. Hunde bellen. Sirenen heulen. Es ist acht Uhr morgens.

Zeit für mich, in die Gänge zu kommen.

Ich suche meine rings um den Futon verstreuten Habeseligkeiten zusammen. Unter den Kissen entdecke ich einen aus einem Skizzenblock herausgerissenen Fetzen Papier, dessen Ränder so zerknittert sind, als hätte ich ihn mir die ganze Nacht an die Brust gedrückt. Mit klopfendem Herzen betrachte ich die in gestochener Schönschrift darauf notierten Ziffern. Bernards Telefonnummer. Auf der Party hat er sie mit großer Geste aufgeschrieben und mir mit der Bemerkung »Könnte ja sein, dass du dich mal melden willst ...« in die Hand gedrückt. Ich hatte den Eindruck, dass er mich ganz bewusst nicht nach meiner Nummer gefragt hat, als habe er die Entscheidung, ob wir uns wiedersehen, mir überlassen wollen.

Ich schiebe den Papierfetzen in ein Seitenfach meines Koffers und bemerke dann erst den Zettel, der auf dem Tisch unter einer geleerten Champagnerflasche klemmt.

*Guten Morgen, Küken!*

*Dein Freund George hat zurückgerufen. Habe versucht, Dich zu wecken, aber Du hast geschlafen wie ein Stein. Ich lasse Dir einen Zwanziger fürs Taxi da, Du kannst ihn mir ja irgendwann wiedergeben.*

*Samantha*

Darunter hat sie die Adresse der Wohnung aufgeschrieben, deren Vermieterin gestern vergebens auf mich gewartet hat. Offenbar habe ich nachts noch versucht, George anzurufen, ihn aber nicht erreicht.

Mir fällt auf, dass Samantha eine merkwürdig kindliche Handschrift hat, so als wäre der fürs Schreiben zuständige Teil ihres Gehirns auf dem Entwicklungsstand einer Siebtklässlerin stehen geblieben.

Widerwillig ziehe ich meinen Blazer und den Hosenrock an, greife zum Telefon und rufe George an.

Zehn Minuten später schleife ich meinen Koffer die Treppe hinunter, drücke die Tür auf und trete auf die Straße hinaus. Plötzlich knurrt mir der Magen und ich merke, wie ausgehungert ich bin. Nicht nur nach etwas Essbarem, sondern nach allem, was diese Stadt hergibt: ihrem Lärm, ihrer Geschäftigkeit und der Energie, die um mich herum zu pulsieren scheint.

Ich winke ein Taxi heran, reiße die Tür auf, hieve meinen Koffer auf die Rückbank und setze mich daneben.

»Wo soll's denn hingehen?«, erkundigt sich der Fahrer.

»47. Straße East.«

Er nickt und fädelt sich mit einem »Alles klar, Miss« wieder in den dichten Verkehr ein.

Als er einen Moment später unvermittelt einem anderen Wagen ausweichen muss, rumpelt das Taxi über ein so tiefes Schlagloch, dass es mich kurz von der Rückbank hebt.

»Diese Idioten aus New Jersey sind doch alle Sonntagsfahrer!«, schimpft er und droht dem Mann im anderen Wagen mit der Faust. Ich solidarisiere mich spontan mit ihm und werfe dem anderen durchs Fenster einen bösen Blick zu. Und auf einmal fühle ich mich wie eine echte New Yorkerin. Als wäre ich



immer schon hier gewesen, vom Himmel gefallen und in dieser Stadt gelandet – ohne Familie, ohne Vorgeschichte, ohne Altlasten.

Als wäre ich ein völlig neuer Mensch.

Während sich das Taxi mit gewagten Manövern durch den Verkehr schlängelt, betrachte ich die Gesichter der Passanten. Ich sehe Menschen jeden Alters, jeden Geschlechts und jeder Hautfarbe und doch bilde ich mir ein, in ihren Gesichtern eine Verwandtschaft zu erkennen, die sämtliche kulturellen Grenzen überwindet, so als wären alle durch das geheime Wissen vereint, dass diese Stadt das Zentrum des Universums ist.

Erschrocken klammere ich mich an meinem Koffer fest, als mir klar wird, dass das, was ich auf der Party zu Samantha gesagt habe, die Wahrheit ist: Ich will nie mehr von hier fort. Und jetzt habe ich nur noch sechzig Tage, um herauszufinden, wie ich es anstellen kann, hierzubleiben.

Der Anblick von George Carter bringt mich unsanft wieder auf den Boden der Tatsachen zurück – seiner Miene nach zu urteilen, erwartet mich gleich eine Standpauke. Er sitzt an der Theke eines Coffee Shops an der Ecke 47. Straße und Second Avenue, in dem wir uns verabredet haben, bevor er seinen Arbeitstag bei der *New York Times* beginnt, wo er den Sommer über ein Praktikum macht. Als er mich kommen sieht, huscht ein erleichterter Ausdruck über sein Gesicht, aber gleichzeitig erkenne ich an seinen zusammengepressten Lippen, dass er auch sauer auf mich ist. Ich kann es ihm nicht verdenken. Da bin ich kaum vierundzwanzig Stunden in der Stadt und schon vom Kurs abgekommen – ich habe es noch nicht einmal geschafft, meine Zieladresse zu erreichen.

»Carrie! Da bist du ja endlich«, begrüßt George mich und sieht mich dann streng an. »Und jetzt erzähl mir noch mal ganz genau, was passiert ist.«

Ich stelle meinen Koffer ab und ziehe mir einen Hocker heran. »Na ja, ich habe dir ja schon vorhin am Telefon erzählt, dass mir am Bahnhof meine Tasche mit meinem ganzen Geld geklaut worden ist. Zum Glück hatte ich noch die Telefonnummer von der Cousine einer Freundin aus Castlebury, die hier wohnt. Ich habe sie angerufen und bin zu ihr gefahren und dann hat sie mich auf eine Party eingeladen und wir ...«

»Und da bist du einfach mitgegangen?«, unterbricht George mich. »Ach, Carrie.«

Er schüttelt seufzend den Kopf.

»Warum? Was ist so schlimm daran?«

»Du kanntest diese Leute doch gar nicht.«

»Na und?« Jetzt ist es an mir, den Kopf zu schütteln. Warum muss George sich immer so aufführen, als wäre er mein Vater?

»Versprich mir, dass du in Zukunft besser auf dich aufpasst.«  
Ich verziehe das Gesicht.

»Das ist mein voller Ernst, Carrie. Wenn du wieder in Schwierigkeiten kommst, werde ich nämlich nicht da sein, um dir zu helfen.«

»Wieso? Verlässt du mich etwa?«, frage ich gespielt beleidigt. George ist seit beinahe einem Jahr in mich verliebt und einer meiner besten Freunde. Ohne ihn wäre ich jetzt wahrscheinlich gar nicht in New York.

»Mir bleibt nichts anderes übrig«, sagt er achselzuckend und schiebt mir über die Theke drei Zwanzigdollarscheine zu. »Hier. Damit müsstest du dich eine Weile über Wasser halten können, bis dein Vater dir Geld geschickt hat. Wir sehen uns ja nach den

Semesterferien an der Brown wieder, dann kannst du es mir zurückgeben.«

Mein Blick wandert verblüfft von den Scheinen zu seinem Gesicht. Er meint es tatsächlich ernst.

»Mein zuständiger Redakteur bei der *New York Times* hat mir angeboten, als Korrespondent nach Washington zu gehen. Das ist eine einmalige Chance, die ich mir nicht entgehen lassen kann.«

Ich bin sprachlos und weiß nicht, ob ich ihm gratulieren oder wütend auf ihn sein soll.

Aber als mir klar wird, was das bedeutet, steigt Panik in mir auf. George ist der einzige Mensch, den ich in New York wirklich kenne, und ich hatte mich vollkommen darauf verlassen, dass er mich unter seine Fittiche nimmt. Wie soll ich mich hier ohne ihn zurechtfinden?

»Du wirst schon klarkommen«, sagt er, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Konzentrier dich einfach auf deinen Kurs an der New School, schreib die Hausarbeiten und lass dich vor allem nicht mit irgendwelchen verrückten Leuten ein, okay?«

»Klar«, sage ich und denke, dass das alles kein Problem darstellen würde, wenn ich nicht selbst ein bisschen verrückt wäre.

»Gut, dann machen wir uns jetzt am besten gleich auf den Weg zu deiner Vermieterin.« George zahlt, greift nach meinem Koffer und wir schlendern um die Ecke auf ein hohes Apartmentgebäude aus weiß getünchtem Backstein zu, über dessen Eingang eine zerschlissene Markise mit der Aufschrift »Windsor Arms« hängt. »Sieht doch ganz ordentlich aus, das Haus«, findet George. »Für New Yorker Verhältnisse völlig akzeptabel.«

Nachdem wir durch die verglaste Eingangstür in einen schmalen Windfang getreten sind, der durch eine weitere Tür

vom Eingangsbereich getrennt ist, drücke ich auf dem rechts an der Wand angebrachten Klingelbrett den Knopf für Apartment Nummer 15E.

»Ja, bitte?«, dringt eine schrille Stimme aus der Sprechanlage.

Ich zucke zurück und beuge mich dann vorsichtig wieder vor.

»Hallo? Hier ist Carrie Bradshaw.«

»Na endlich«, keift die Stimme. »Wurde aber auch Zeit.«

Ein Summen ertönt und die zweite Tür öffnet sich mit einem metallischen Klicken. George küsst mich zum Abschied auf beide Wangen. »Viel Glück, Süße«, sagt er und bedenkt mich mit einem letzten mahnenden Blick. »Tu mir einen Gefallen und ruf gleich als Erstes deinen Vater an, ja? Ich bin mir sicher, dass er sich wahnsinnige Sorgen um dich macht.«

### 3

»Hallo? Spreche ich mit Carrie Bradshaw?« Die Stimme der Anruferin klingt jung und etwas gehetzt, als hätte sie es eilig.

»Äh ... ja?«, antworte ich zögernd und frage mich, wer das sein kann. Vielleicht eine Sekretärin der New School, die mich über irgendeine kurzfristige Stundenplanänderung des Sommerkurses informieren will, der heute beginnen soll?

»Ich habe deine Tasche gefunden«, teilt das Mädchen mir mit.

»Was!« Mir fällt fast der Hörer aus der Hand.

»Na ja, freu dich lieber nicht zu früh. Sie lag in einem Müll-eimer und ist total mit rosa Nagellack verschmiert. Erst wollte

ich sie erst gar nicht mitnehmen, aber dann dachte ich, dass ich mich freuen würde, wenn man mir meine Tasche geklaut hätte und jemand sie finden und mir wiedergeben würde.«

»Woher hast du denn meine Telefonnummer?«

»Sie stand in deinem Adressbuch. Hör zu, ich stehe ab zehn vor dem Haupteingang von Saks, wenn du willst, kannst du dir die Tasche dort abholen. Du erkennst mich an meinen Haaren. Die sind nämlich in demselben Rot gefärbt wie die berühmte Campbell-Tomatensuppendose. Als kleiner Tribut an Valerie Solanas, du weißt schon.« Sie wartet einen Moment, und als ich nicht reagiere, sagt sie: »Das S.C.U.M.-Manifest? Andy Warhol?«

»Ach so. Ja, klar.« Ich habe zwar nicht den blassesten Schimmer, wovon sie redet, will mir meine Unwissenheit aber nicht anmerken lassen. Außerdem hört sich dieses Mädchen irgendwie ... interessant an.

»Okay. Dann bis nachher.« Sie legt auf, bevor ich sie nach ihrem Namen fragen kann.

Hurraaa! *Ich wusste es.* Seltsamerweise hatte ich schon die ganze Zeit über das Gefühl, dass ich meine geliebte Carrie-Tasche wiederbekommen würde. Es ist wie aus einem dieser Psychoratergeber für mentales Training: Visualisiere, was du dir wünschst, und es wird Wirklichkeit.

»Ä-hem.«

Lautes Räuspern reißt mich aus meinen Gedanken.

Als ich vom Bett aufblicke, sehe ich meine Vermieterin Peggy Meyers in der Tür zu meinem winzigen Zimmer stehen. Sie trägt einen wurstpellenartigen grauen Ganzkörpergummianzug, in dem sie mit ihrem runden, rosig glänzenden Gesicht aussieht wie das Männchen aus der Michelin-Reifenwerbung. »Hast du

gerade jemanden angerufen?«, fragt sie mit Gouvernantenstimme.

»Nein«, antworte ich und runzle irritiert die Stirn. »Ich bin angerufen worden.«

Peggys Seufzen drückt eine sorgfältig abgewogene Mischung aus Enttäuschung und gereizter Ungeduld aus. »Ich dachte, wir hätten die Regeln gestern besprochen.«

»Ja, haben wir auch.« Ich nicke beflissen, um ihr meine Bereitschaft zu signalisieren, eine vorbildliche Untermieterin zu sein.

»Telefoniert wird ausschließlich im Wohnzimmer. Keine Anrufe über fünf Minuten und sämtliche ausgehenden Gespräche müssen mit exakter Zeitangabe auf der neben dem Telefon liegenden Anrufliste verzeichnet werden.«

*Zu Befehl, Feldwebel Myers*, würde ich am liebsten antworten, verkneife es mir aber.

»Hast du sonst noch irgendwelche Fragen?«

Ich schüttle stumm den Kopf.

»Gut. Ich gehe jetzt joggen und danach direkt zu einem Vorgesprochenen. Vergiss nicht, den Schlüssel mitzunehmen, falls du rausgehst.«

»Bestimmt nicht«, beteuere ich.

Sie will sich gerade umdrehen, als ihr Blick an meinem Schlafanzug hängen bleibt. »Du hast doch hoffentlich nicht vor, den ganzen Tag im Bett herumzulungern?«, erkundigt sie sich stirnrunzelnd.

»Oh, natürlich nicht. Ich gehe gleich zu Saks.«

Peggy presst missbilligend die Lippen zusammen, als wäre damit ihr Verdacht bestätigt, dass ich ein oberflächliches, verwöhntes Ding bin, das nur zu seinem Vergnügen in New York

ist. »Ach, übrigens – dein Vater hat angerufen. Du sollst dich bei ihm melden.«

»In Ordnung. Danke.«

»Aber bitte denk dran: Ferngespräche nur, wenn der Angerufene die Kosten übernimmt.« Ich unterdrücke den Impuls, ihr die Zunge herauszustrecken, als sie steifbeinig wie eine Mummie aus dem Zimmer stakst, und frage mich, wie sie in diesem Gummianzug joggen will, wenn sie es schon kaum schafft, ganz normal darin zu gehen.

Obwohl ich Peggy erst knapp vierundzwanzig Stunden kenne, weiß ich genau, dass wir niemals Freundinnen werden. Ich würde sogar so weit gehen, es Hass auf den ersten Blick zu nennen.

Als ich gestern Vormittag ziemlich durcheinander und etwas verloren vor der Tür stand, lautete ihre wenig herzliche Begrüßung: »Schön, dass du dich auch mal blicken lässt. Ich war schon kurz davor, dein Zimmer an jemand anderen zu vermieten.«

Ich musterte die Frau, von der ich mir vorstellen konnte, dass sie einmal ganz hübsch gewesen war – jedenfalls bevor sich dieser desillusionierte, verkiffene Ausdruck in ihre Züge gegraben hatte – und wünschte mir beinahe, sie hätte das Zimmer tatsächlich anderweitig vermietet.

»Glaub mir, an Interessenten mangelt es mir wahrlich nicht«, meckerte sie weiter. »Aber ihr Mädchen aus der Provinz habt ja nicht die geringste Ahnung, wie schwierig es ist, in New York ein halbwegs anständiges Zimmer zu bekommen.«

Anschließend forderte sie mich auf, ihr ins Wohnzimmer zu folgen und auf einem kleinen grünen Sofa Platz zu nehmen, wo sie mich in den »Verhaltensregeln« für ihre Untermieter unterwies:

Es ist uns nicht erlaubt, Besucher – ganz besonders keine männlichen – in der Wohnung zu empfangen.

Das Gleiche gilt für Übernachtungsgäste – erst recht für männliche –, selbst wenn Peggy übers Wochenende nicht da ist.

Von ihren Lebensmitteln haben wir die Finger zu lassen.

Telefongespräche dürfen nicht länger als fünf Minuten dauern, damit die Leitung möglichst schnell wieder frei ist, falls jemand wegen eines Vorsprechens anruft.

Spätestens um Mitternacht müssen wir zu Hause sein, weil wir sie sonst möglicherweise aus ihrem dringend benötigten Schönheitsschlaf reißen könnten.

Und, ganz wichtig, die Küche darf nicht zum Kochen genutzt werden, weil sie keine Lust hat, anschließend unsere Sauerei aufzuräumen.

Da stellt sich die Frage, ob sie mit einem Goldfisch als Mitbewohner nicht besser bedient wäre.

Jetzt warte ich, bis ich die Haustür ins Schloss fallen höre, klopfe an die Sperrholzwand neben meinem Bett und rufe: »Wir sind frei, die Hexe ist tot!«

Kurz darauf kommt durch die Verbindungstür zu meinem Zimmer ein schmetterlingszartes Mädchen geschlüpft, das ebenfalls zur Untermiete bei Peggy wohnt und den gleichen Kurs wie ich an der New School besuchen wird. L'il Waters.

»Stell dir vor, gerade eben hat ein Mädchen angerufen, das meine geklaute Tasche gefunden hat!«, erzähle ich aufgeregt.

»Cool! Das hast du bestimmt einem dieser magischen New Yorker Zufälle zu verdanken.« L'il lässt sich auf das Fußende meiner Pritsche fallen, die sofort gefährlich ins Wanken gerät, wie überhaupt alles in unseren Zimmern droht, bei der geringsten Erschütterung in sich zusammenzubrechen. Um einen Teil



ihrer Wohnung untervermieten zu können, hat Peggy eine Hälfte des Wohnzimmers mit Rigipsplatten in zwei winzige Zellen unterteilen lassen, die jeweils nur fünf Quadratmeter groß sind, sodass gerade mal eine Campingliege, ein kleiner Klapptisch samt Stuhl und eine Minikommode mit zwei Schubladen hineinpassen. Ach ja, und eine klitzekleine Leselampe.

»Was war denn eben mit Peggy?«, fragt L'il. »Es hat sich angehört, als wäre sie ganz schön sauer gewesen. Ich habe dir doch gesagt, dass wir das Telefon nicht mit aufs Zimmer mitnehmen dürfen.« Sie seufzt.

»Ich dachte, sie schläft noch.«

L'il schüttelt den Kopf. Sie ist schon eine Woche vor mir nach New York gekommen, um sich einzugewöhnen, weswegen sie auch das hintere Zimmer bekommen hat, das ihr zumindest ein bisschen Privatsphäre bietet. Für mich blieb nur noch das Durchgangszimmer. »Peggy steht morgens immer total früh auf, um joggen zu gehen. Sie hat mir erzählt, dass sie noch mindestens zehn Kilo abnehmen will.«

»Zieht sie deswegen diesen komischen Gummianzug an?«, frage ich belustigt.

»Peggy behauptet, in dem Ding würde man so sehr ins Schwitzen kommen, dass die Fettpölsterchen schmelzen wie Butter in der Sonne.«

L'il hat bestimmt noch nie mit überzähligen Kilos zu kämpfen gehabt. Obwohl sie schon zwanzig ist, wirkt sie mindestens fünf Jahre jünger als ich. Sie gehört wahrscheinlich zu den Frauen, die selbst mit fünfzig noch eine mädchenhafte Ausstrahlung besitzen. Allerdings sollte man nicht den Fehler begehen, sie zu unterschätzen. Als wir uns gestern noch bis spät abends unterhielten und uns in den schillerndsten Farben unsere Zukunft als

erfolgreiche Schriftstellerinnen ausmalten, hielt ich irgendwann ein Buch in die Höhe und sagte mit feierlichem Ernst: »Und eines Tages wird dann dein Name auf so einem Buchcover stehen – L'il Waters – und ...«

»L'il wird da ganz bestimmt nicht draufstehen«, unterbrach sie mich. »Als Schriftstellerin nenne ich mich E. R. Waters für Elizabeth Reynolds Waters. Das hört sich gleich viel professioneller an.« Und dann erzählte sie mir, dass schon zwei ihrer Gedichte im *New Yorker* veröffentlicht worden sind.

Ich fiel vor Ehrfurcht beinahe von meiner Campingliege. »Da kann ich leider nicht mithalten. Von mir ist noch nie etwas veröffentlicht worden. Aber dafür habe ich gestern auf einer Party Kenton James und Bernard Singer kennengelernt. Bernard hat mir sogar seine Telefonnummer gegeben.«

»Wow ... Bernard Singer.« L'il sah mich mit leuchtenden Augen an. »Solche Kontakte sind Gold wert. Du solltest ihn auf jeden Fall anrufen.«

»Ach, ich weiß nicht«, sagte ich, obwohl sich bei dem Gedanken an Bernard in meinem ganzen Körper sofort ein nervöses Kribbeln ausbreitete.

Nachdem wir noch eine Weile kichernd zusammensaßen, riss Peggy irgendwann die Tür auf und forderte uns wütend auf, gefälligst leise zu sein.

»Sag mal, geht Peggy in diesem Gummianzug etwa auch zum Vorsprechen?«, frage ich L'il jetzt. »Kein Wunder, dass sie immer noch auf ihren großen Durchbruch wartet. Stell dir mal vor, was die für eine Schweißwolke hinter sich herzieht. Da fallen die Leute doch in Ohnmacht, bevor sie auch nur ein einziges Wort gesagt hat.«

L'il grinst. »Keine Sorge, sie geht nach dem Joggen immer

noch zum Duschen ins Fitnessstudio. Einen Oscar wird sie wohl nie bekommen, aber vielleicht wird sie irgendwann mal als Werbe-Ikone für den Fett-weg-Gummianzug entdeckt.«

Wir brechen prustend auf meiner Liege zusammen.

Als ich kurze Zeit später die Fifth Avenue Richtung Saks entlanggehe, erkenne ich das Mädchen, das meine Tasche gefunden hat, tatsächlich auf den ersten Blick. Allerdings liegt das nicht nur an ihren kurz geschnittenen und knallrot gefärbten Haaren, sondern vor allem daran, dass sie ein Schild schwenkt, auf dem in großen Lettern PORNO! steht, und darunter: PORNOGRAFIE DEGRADIERT FRAUEN ZU SEXOBJEKTEN! Auf einem kleinen Klapptisch hinter ihr liegt entsprechendes Anschauungsmaterial – sprich aufgeklappte Pornoheftchen –, das einem schon von Weitem die Schamesröte ins Gesicht treibt. »Frauen! Wacht endlich auf!«, ruft sie. »Schließt euch dem Kampf gegen Pornografie an!«

»Hey, du!« Sie winkt mich mit ihrem Schild zu sich. »Hast du Lust, uns zu unterstützen und die Petition gegen Pornografie zu unterschreiben?«

Ich will ihr gerade erklären, wer ich bin, als eine Passantin im Vorbeigehen murmelt: »Großer Gott, jetzt belästigen einen diese sexuell frustrierten Emanzen schon beim Einkaufsbummel.«

»Hey«, ruft die Rothaarige empört. »Das habe ich gehört. Was soll das?«

Die Frau wirbelt herum. »Was?«

»Woher wollen Sie denn bitte schön wissen, dass ich sexuell frustriert bin?«, fragt das Mädchen, das ein ausgewaschenes lila T-Shirt, eine Latzhose und Bauarbeiterstiefel trägt.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, Schätzchen, aber das würde

selbst ein Blinder mit Krückstock erkennen«, antwortet die Frau und mustert sie mit einem spöttischen Grinsen.

»Vielleicht bin ich ja tatsächlich sexuell frustriert, und soll ich Ihnen mal sagen, warum? Weil wir Frauen in dieser männerdominierten Gesellschaft zu Sexobjekten degradiert werden. Aber bei Ihnen hat die Gehirnwäsche des patriarchalischen Systems ja offensichtlich bestens funktioniert.«

»Schon Freud hat gesagt, dass Sex die Triebfeder allen menschlichen Handelns ist.«

»Allen männlichen Handelns vielleicht.«

»Das ist doch lächerlich. Haben Sie noch nie daran gedacht, dass es auch Frauen geben könnte, denen Sex Spaß macht?«

Das rothaarige Mädchen stemmt die Hände in die Hüften und will gerade zu einer Antwort ansetzen, als ich die Gelegenheit nutze, mich vorzustellen. »Hi. Ich bin Carrie Bradshaw.«

Sie sieht mich verständnislos an.

»Du hast mich vorhin angerufen, weil du meine Tasche gefunden hast.«

»Ach, *du* bist das?« Sie scheint enttäuscht zu sein. »Ist die da etwa eine Freundin von dir?« Sie zeigt auf die andere Frau.

»Was? Nein, ich kenne sie gar nicht. Ich wollte nur meine Tasche abholen ...«

Das rothaarige Mädchen bückt sich, greift in ihren Rucksack und zieht meine goldene Carrie-Tasche heraus. »Hier, da hast du sie wieder.«

»Gott, bin ich froh!« Ich drücke sie mir glücklich lächelnd an die Brust. »Tausend Dank! Wenn ich mich irgendwie bei dir revanchieren kann ...«

»Schon okay«, sagt sie achselzuckend, greift wieder nach ihrem Schild und spricht eine ältere Dame in Kostüm und Per-

lenkette an. »Hätten Sie vielleicht Interesse daran, eine Petition gegen Pornografie zu unterschreiben?«

»Lieber nicht.« Die Dame lächelt. »Ich wüsste ehrlich gesagt auch nicht, wozu das gut sein soll.«

Das Mädchen sieht einen Moment lang völlig niedergeschmettert aus.

»Hey«, sage ich und lächle sie aufmunternd an. »Ich würde sehr gern unterschreiben.«

»Danke«, murmelt sie und reicht mir einen Kuli.

Ich setze meinen Namen auf die Liste, dann verabschiede ich mich von ihr und schlage den Weg zur New School ein. Wenn ich es noch rechtzeitig zum Unterrichtsbeginn schaffen möchte, muss ich mich beeilen. Während ich mich durch das Menschenmeer auf der Fifth Avenue schlängle, frage ich mich, was meine Mutter wohl dazu sagen würde, dass ich jetzt in New York lebe. Wer weiß? Vielleicht wacht sie ja als unsichtbarer Engel über mich. Vielleicht habe ich es sogar ihr zu verdanken, dass dieses seltsame rothaarige Mädchen meine Tasche gefunden hat. Jedenfalls wäre sie sicher damit einverstanden gewesen, dass ich die Petition unterschrieben habe. Schließlich war sie selbst Feministin.

»Da bist du ja endlich!«, ruft Lil mir schon von Weitem zu. »Ich hatte Angst, du würdest an unserem ersten Tag zu spät kommen.«

»Ich bin so schnell gelaufen, wie ich nur konnte«, antworte ich atemlos. Der Weg nach Downtown hat viel länger gedauert, als ich angenommen hatte, und am liebsten würde ich meine hochhackigen Sandalen von den schmerzenden Füßen reißen. Dafür bin ich unterwegs an allen möglichen interessanten New Yorker Sehenswürdigkeiten vorbeigekommen, die ich

bisher nur vom Hörensagen kannte: Das Rockefeller Center mit der berühmten Eislaufbahn, die New York Public Library und *Lord & Taylor* – eines der ältesten Modekaufhäuser New Yorks. »Schau! Ich habe meine Tasche wieder«, sage ich und halte sie triumphierend in die Höhe.

»Carrie ist direkt nach ihrer Ankunft in New York die Handtasche geklaut worden«, klärt L'il den gut aussehenden Typen mit blauen Augen und dunklen Locken auf, der neben ihr steht.

»Willkommen im Club«, sagt er mit schiefem Grinsen. »Mir haben sie in der zweiten Nacht das Seitenfenster meines Wagens eingeschlagen und das Radio geklaut.«

»Du hast ein Auto?«, frage ich überrascht. Peggy hat behauptet, in New York hätte kein normaler Mensch ein Auto, alle würden zu Fuß gehen oder mit der U-Bahn und dem Bus fahren.

»Ryan kommt aus Massachusetts«, erklärt L'il, als würde das meine Frage beantworten. »Er ist übrigens auch in unserem Kurs.«

»Hallo.« Ich strecke ihm die Hand hin. »Ich bin Carrie Bradshaw.«

»Ryan McCann.« Er hat ein süßes Lächeln, aber der abschätzende Blick, mit dem er mich mustert, macht mir deutlich, dass wir in diesem Kurs in erster Linie Konkurrenten sein werden. »Was haltet ihr eigentlich von unserem Dozenten, diesem Viktor Greene?«, fragt er.

»Also ich finde ihn toll«, schwärmt L'il. »Man merkt sofort, dass er mit Leib und Seele Schriftsteller ist.«

»Kann schon sein, aber ehrlich gesagt fand ich ihn ziemlich seltsam«, entgegnet Ryan.

»Du hast ihn doch erst ein einziges Mal erlebt«, nimmt L'il ihn in Schutz.

»Moment mal«, unterbreche ich die beiden erstaunt. »Heißt das, ihr habt ihn schon kennengelernt?«

»Klar, letzte Woche war doch der Einführungstag«, sagt Ryan und zieht die Brauen hoch. »Warum warst du eigentlich nicht da?«

»Ich wusste nichts von einem Einführungstag«, stöhne ich fassungslos. Warum hat mir denn niemand etwas davon gesagt?

L'il wirft Ryan einen vorwurfsvollen Blick zu und lächelt mich dann beruhigend an. »Das war keine Pflichtveranstaltung, sondern bloß eine Art Tag der offenen Tür für die Studenten, die schon in New York waren. Keine Sorge, du hast nichts Wichtiges verpasst.«

»Hey, Leute, habt ihr Mittwochabend schon was vor?«

Wir drehen uns überrascht zu einem jungen Typen mit hochgegelten Haaren um, der eine weiße Lederjacke trägt und uns ein paar Flyer hält. »Falls nicht, würde ich euch gern ins Puck Building zu einer Party einladen. Wenn ihr vor zehn da seid, kommt ihr sogar kostenlos rein.«

»Cool, danke«, sagt Ryan, woraufhin der Typ jedem von uns einen Flyer in die Hand drückt und wieder davonschlendert.

»Kanntest du den?«, fragt L'il und schaut ihm verwundert hinterher.

»Ich hab ihn noch nie gesehen.« Ryan zuckt mit den Schultern. »Aber, hey, das ist New York. Wo sonst würde ein Wildfremder einfach auf dich zukommen und dich auf eine Party einladen?«

»Ja, zusammen mit tausend anderen Wildfremden«, sagt L'il trocken.

Während wir ins Gebäude gehen, betrachte ich den Flyer, auf

dem ein lächelnder Amor mit Pfeil und Bogen abgebildet ist. Darunter steht in Goldbuchstaben: LOVE. SEX. FASHION.

Ich schiebe ihn in meine Tasche.

## 4

Ryan hatte recht. Viktor Greene *ist* seltsam. Zumindest sein Aussehen ist gewöhnungsbedürftig.

Er bewegt sich schlurfend wie ein Waldschrat, der nie den aufrechten Gang gelernt hat, und hält sich so krumm, als würde das Gewicht der ganzen Welt auf seinen Schultern lasten. Aber das Schlimmste ist der monströse Schnurrbart, der ihm wie verwelktes Gestrüpp über der Oberlippe hängt und zu dem er anscheinend eine emotionale Beziehung hat, weil er schon fast zwanghaft alle paar Sekunden die Finger darin vergräbt, als würde er einer Katze den Kopf kraulen.

Nachdem wir alle unsere Plätze eingenommen haben, beginnt Viktor Greene die Anwesenheitsliste vorzulesen. »Cassie Bradshaw?«

Ich sehe mich irritiert um und hebe dann die Hand. »Das bin ich. Aber ich heiße Carrie, nicht Cassie. Scheinbar ist da jemandem bei der Anmeldung ein Fehler unterlaufen.«

»Es muss *anscheinend* heißen, nicht *scheinbar*«, korrigiert er mich streng. »Mit *anscheinend* wird die Vermutung zum Ausdruck gebracht, dass etwas so ist, wie es erscheint. *Scheinbar* hingegen impliziert, dass etwas nur so erscheint, in Wirklich-



keit aber nicht so ist. In diesem Falle wäre niemandem ein Fehler unterlaufen und Sie hießen tatsächlich Cassie. Aber keine Sorge. Den schlampigen Umgang mit unserer schönen Sprache werde ich Ihnen in diesem Seminar schon noch austreiben.«

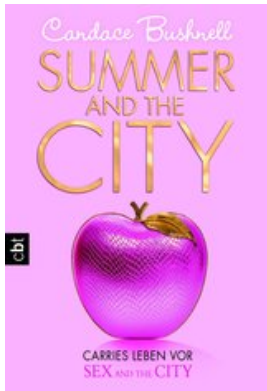
Ich spüre, wie meine Wangen anfangen zu brennen. Kaum sitze ich fünf Minuten im Kurs, schon habe ich es geschafft, mich zu blamieren.

Ryan fängt meinen Blick auf und zwinkert mir zu. Ob tröstend oder spöttisch kann ich nicht sagen. Als Viktor Greene L'il bemerkt, die neben mir sitzt, leuchten seine Augen auf. »Ah, hallo, L'il. Wir beide haben uns ja bereits kennengelernt.« Seinen Schnurrbart tätschelnd wendet er sich der Klasse zu. »Ms Elizabeth Waters ist eine der vielversprechendsten Teilnehmerinnen des diesjährigen Sommerkurses. Ich bin mir sicher, dass wir alle noch viel von ihr hören beziehungsweise lesen werden.«

Wenn er so etwas über mich gesagt hätte, hätte ich Angst, dass sämtliche Kursteilnehmer mich dafür hassen, aber L'il nimmt sein Kompliment so gleichmütig lächelnd hin, als wäre sie daran gewöhnt, für ihr Talent gelobt zu werden.

Die Glückliche, denke ich neidisch, doch dann sage ich mir, dass alle, die hier sitzen, Talent haben. Sonst wären sie nicht aus Hunderten von Bewerbern ausgewählt worden. Und das gilt auch für mich. Viktor Greene weiß eben einfach nicht, wie talentiert ich bin – *noch* nicht.

»So. Dann lassen Sie uns jetzt zum eigentlichen Ablauf kommen.« Viktor Greene blättert stirnrunzelnd in seinen Unterlagen, als würde er etwas suchen, wüsste aber nicht, wonach. »Das Thema unseres Sommerkurses lautet: Familie. Sie werden in den vor uns liegenden acht Wochen wahlweise vier Kurzgeschich-



Candace Bushnell

**Summer and the City - Carries Leben vor Sex and the City**

Band 2

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-30868-4

cbl

Erscheinungstermin: Juli 2013

Carrie Bradshaws Start in New York – jetzt im Taschenbuch!

Endlich ist es so weit: Carrie kommt nach New York! Ein heißer Sommer wartet auf sie. Eine glitzernde Stadt voller verrückter Leute, Vintage-Boutiquen und wilder Partys – Carrie kann nicht genug bekommen davon. Und von dem todschicken, einfach umwerfenden Typen, den sie dort trifft. Sie lernt Samantha und Miranda kennen, und ganz allmählich wird aus dem Provinzmädchen die Carrie Bradshaw, die wir kennen und lieben – auch wenn das viel komplizierter wird, als Carrie es sich je vorgestellt hat.